

## Neues zur „Entdeckung des Charisma“

### Dora Jellineks Seminararbeit über Stefan George und Max Webers Brief an sie

„Max Weber und Stefan George galten für manche als die geistigen Titanen ihrer Zeit, nicht nur für Heidelberg, sondern für Deutschland überhaupt. Das Verhältnis beider war, wie von Soziologie und George überhaupt, zunächst eher ein Nicht-Verhältnis. Ende der 1890er Jahre versuchte der Philosoph Heinrich Rickert dem Freund Max Weber den Dichter nahe zubringen, aber der frischgebackene Professor der Nationalökonomie verschmähte die Poesie. Doch das änderte sich einige Jahre später. Durch eine langjährige Lebenskrise geläutert, entdeckte der Rekonvaleszent seine poetische Ader (...); er las George und trug Gedichte selbst vor.“<sup>1</sup>

Was Rickert in Freiburg noch nicht gelungen war, kam dann im Jahr 1910 in Heidelberg zustande. Diesmal war es eine Studentin, Dora Jellinek, die den folgenreichen Kontakt zustande brachte. Sie hatte für eine germanistische Seminarveranstaltung einen



Abb. 1: Dora Jellinek, verh. Busch (Foto privat)

Vortrag (s.u. Quellenanhang) ausgearbeitet, der wohl durch Vermittlung ihres Vaters Georg Jellinek an das Ehepaar Weber kam und sowohl Marianne Weber<sup>2</sup> („die Arbeit einer begabten Frau“) als auch Max Weber beeindruckte. Max Weber würdigte das Referat in einem ausführlichen Brief an die Studentin und setzte sich dabei auch mit Stefan George, mit seiner Dichtung und mit seinem Freundeskreis auseinander. Der Brief Webers ist in der neuen Max Weber-Gesamtausgabe (im Weiteren: MWG) Abteilung II Briefe Band 6 S. 559–563 abgedruckt (s.u. Quellenanhang). Im Vorspann wird angegeben, dass der Vortrag für eine Lehrveranstaltung von Professor Philipp Witkop „Übungen aus dem Gesamtgebiet der neueren deutschen Lyrik“ im Wintersemester 1909/10 angefertigt wurde, aber nicht publiziert worden ist, weil das Manuskript verschollen war. Im Folgenden soll dieses Manuskript<sup>3</sup>, das in einem Teilnachlass von Dora Busch, geborene Jellinek, gefunden wurde, erstmals zugänglich gemacht und

in seiner Bedeutung – gleichsam als Katalysator – für die Begegnung der beiden Protagonisten Weber und George dargestellt werden. Eine Folgewirkung dieser Begegnung war die „Entdeckung“ des Charisma, das Max Weber dann in die Mitte seiner Herr-

schaftssoziologie rückte. Dieser Idealtypus blieb lange Zeit wenig beachtet; liegt aber erstaunlicherweise heute wieder – wie in Kapitel 5 zu zeigen sein wird – wegweisenden aktuellen Forschungsarbeiten zur NS-Diktatur als heuristisches Modell zugrunde.

## 1. Dora Jellinek (verheiratete Busch) 1888–1992

Dora (eigentlich: Clara Dorothea) Jellinek war die Tochter des prominenten Heidelberger Staatsrechtlers Georg Jellinek, der seinerseits mit Max Weber eng befreundet war. Bei der Hochzeit Doras mit Friedrich Busch im März 1911 hielt Max Weber eine Tischrede. Die Rede ist zugleich Nachruf auf Georg Jellinek, Doras Vater, gewesen, der kurz vorher verstorben war. Weber erinnerte daran, dass Jellinek ihm auch die Freundschaft

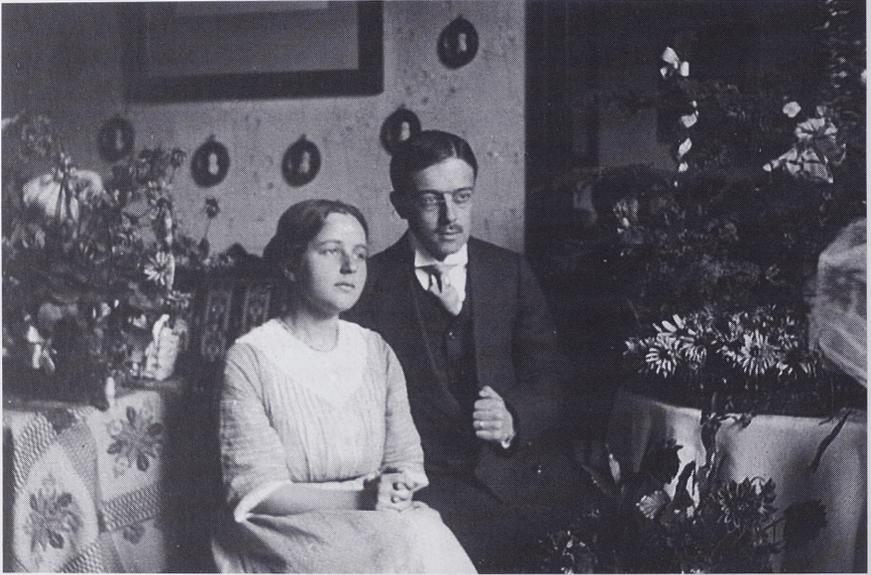


Abb. 2: Dora und Friedrich Busch (Foto privat)

bewahrte „in den schweren Zeiten (von Webers Krankheit – F.M.)“, als Weber selbst „außerstande war andern geistig etwas zu bieten.“<sup>4</sup>

Dora studierte damals in Heidelberg neuere Sprachen (Deutsch, Englisch und Französisch), ihr Mann Medizin (Psychiatrie). Am 22. Januar 1910 hielt Dora Busch im Seminar von Professor Witkop ihr Referat. Aus der neueren deutschen Lyrik hat sie Stefan George ausgewählt, durchaus, wie es scheint, im Bewusstsein der besonderen Schwierigkeit des Themas und der Vorläufigkeit einer Bewertung: „In diesem Fall weilt der Dichter noch als Lebender und vielleicht werdender unter uns, um unsere Prophezeiungen Lügen zu strafen. Und gerade an den geheimnisvollen Abgründen der Georgischen Dichtung mag es scheinen, als ob seine Zeit noch nicht gekommen wäre.“<sup>5</sup> Die Seminararbeit fand Max Webers Aufmerksamkeit und veranlasste ihn zu erneuter Beschäftigung mit Stefan George und seinem Kreis. Zugleich war sie für ihn eine Anregung bei seinen eigenen damaligen Arbeiten zur Religions- und Herrschaftssoziologie.

Im März 1912 wurde dem Ehepaar Busch die Tochter Erika, im August 1913 die Toch-

ter Gerda geboren und Gustav Radbruch wurde ihr Taufpate. Friedrich Busch ist im 1. Weltkrieg, am 31. Juli 1915, gefallen und Dora lebte seither als Witwe. Sie promovierte im Jahre 1922 mit einer germanistischen Arbeit über Lohengrin. Dank ihres Studiums und ihrer Anstellung als Lehrerin am heutigen Hölderlin-Gymnasium (von 1923 bis 1933) konnte sie sich und ihre beiden Kinder zunächst selbst versorgen.

Ihr Vater, Georg Jellinek (1851–1911), dessen Vater Oberrabbiner gewesen war, hatte nach negativen Erfahrungen mit dem Antisemitismus an der Wiener Universität zum Schutz für seine Familie und für sich eine möglichst weitgehende Integration in die nicht-jüdische Gesellschaft angestrebt.<sup>6</sup> Er war aus der jüdischen Gemeinde ausgetreten und ließ seine Kinder evangelisch taufen. Dennoch wurde aus der Familie Jellinek von den Verfolgungsmaßnahmen des NS-Regimes Dora am härtesten getroffen. Ihr Gesuch, dass ihr als Kriegerwitwe der sogenannte „Frontparagraph“, die Ausnahmeregelung des Berufsbeamtengesetzes nach § 3,2 im Sinne des Reichspräsidenten Hindenburg, gewährt werde, wurde abgelehnt. Sie verlor ihre Lehrerstelle und musste sich mit Nachhilfestunden und Privatunterricht durchbringen. Der Kontakt zu anderen „nicht-arischen“ Heidelberger Familien wie z.B. zu den Familien Kaufmann-Bühler und von Künßberg wurde in dieser Zeit von ihr intensiviert. So lernte Dieter Kaufmann-Bühler in ihrer Wohnung in der Lutherstraße von 1940 bis 1943 Englisch und Französisch, als der Schulbesuch für „Halbjuden“ nicht mehr möglich war. Frau Dietlinde Reisig geb. von Künßberg, in der Blumenthalstraße aufgewachsen und mit Gerda Busch schon seit Kindertagen befreundet, erinnert sich, dass sie, wenn beide sich in Neuenheim begegneten, wegen der NS-Verbote „nicht miteinander gesprochen, sondern einander nur zugewinkt“ haben.<sup>7</sup> Die offizielle Ausgrenzungspolitik war fast lückenlos durchge-



Abb. 3 (links): Georg Jellinek, (Foto privat)

Abb. 4: Dora Busch (nach 1945), (Foto privat)

setzt worden. Wie sich gegen Ende des Zweiten Weltkriegs zeigte, hatte Dora Busch mit dem Tod ihres Mannes auch den sogenannten „Mischehen“-Schutz verloren, und sie wurde im Januar 1944 nach Theresienstadt deportiert. Ihre Tochter Erika hatte bereits eine landwirtschaftliche Ausbildung absolviert und war im Jahre 1938 nach England ausgewandert. Ihre Tochter Gerda studierte in Heidelberg Altphilologie und promovierte noch im Jahre 1937 bei Otto Regenbogen. Sie hielt so gut wie möglich zusammen mit Doras Bruder, Walter Jellinek, brieflich und mit Lebensmittelpäckchen die Verbindung von Heidelberg zu Dora nach Theresienstadt unter den schwierigen Bedingungen aufrecht.<sup>8</sup> Nach der Befreiung des Lagers Theresienstadt konnte Dora Busch am 21. Juni 1945 in ihre Wohnung in Heidelberg zurückkehren und den Lehrerberuf an ihrer Schule wieder aufnehmen. Sie unterrichtete dort bis zum Jahr 1948, als sie aus gesundheitlichen Gründen in den Ruhestand versetzt wurde. Bereits 1952 (Erika) und 1959 (Gerda) starben Dora Buschs Töchter, so dass sie bis zu ihrem Tod im Jahre 1992 allein in der Lutherstraße 42 lebte. Sie wurde 104 Jahre alt. Begraben ist sie auf dem Handschuhsheimer Friedhof. Über ihre Zeit im Lager Theresienstadt erfährt man aus den erhaltenen Einzelstücken der Korrespondenz mit ihrer Tochter und ihrem Bruder Walter nur wenig. Auch später hat sie sich anscheinend darüber nicht geäußert. Belegt ist aus den Nachkriegsjahren ein intensiver Kontakt mit der Psychotherapeutin Annemarie Sängler, die in Heidelberg, Posseltstraße 2, ein Psychagogisches Institut (heute: Institut für analytische Kinder- und Jugendlichen-Psychotherapie) führte, wo Dora Busch auch Kurse besuchte. Sie hat Frau Sängler ihre Veröffentlichung<sup>9</sup> – eine psychoanalytische Deutung Grimmscher Märchen – gewidmet. Engen Kontakt pflegte sie auch mit dem Psychoanalytiker Georg Groddeck in Baden-Baden. Ihre Beschäftigung mit Psychotherapie mag – neben dem Bedürfnis, die vielen Schicksalsschläge zu verarbeiten – mit dem Beruf ihres Mannes zu tun haben, der in seinem kurzen Berufsleben als Psychiater in Heidelberg gearbeitet hat. Im Jahre 1963 hat Dora Busch eine „Skizze seines Lebenslaufs“ geschrieben (erhalten im Teilnachlass), in dem sie ein liebevolles Bild seiner Persönlichkeit zeichnet, fast 50 Jahre nach seinem Tod. Sie hatte Fritz Busch bei einem Fest der Familie Gothein kennen gelernt. Er studierte Medizin, war aber auch literarisch sehr interessiert. Bei ihrem Vortrag in Witkops Seminar ist er dabei gewesen. Ein junger Philosophie-Professor, Emil Lask, sowie Karl Jaspers und v.a. Gustav Radbruch gehörten zum Freundeskreis des jungen Paares.

## 2. Die Beurteilung Stefan Georges und seiner Kunst

Dora Jellinek bezeichnet die Arbeitsweise ihrer Auseinandersetzung mit Georges Werk in ihrem Referat als „intuitiv“. Sie zitiert ausführlich Gedichte Georges und untersucht dabei die Frage, ob die Kommunikation zwischen dem Gedicht und dem Leser gelingt. Nicht immer kommt sie dabei zu einer positiven Antwort. Sie hebt die „Unverständlichkeit“ als ein Merkmal von Georges Dichtung hervor und spricht von der Georgeschen „Undeutlichkeit“. Aber sie betont auch die „edle Sprache und die Schönheit der Bilder“, die den Leser „entzücken“. An anderer Stelle spricht sie von der „unendlichen Zartheit der erzeugten Stimmung“. Sie würdigt an Stefan George sein „historisches Gefühl“, sein „Verständnis für fremde Kultur“. Aber sie beklagt auch, dass ihm „die Unmittelbarkeit des Ausdrucks“ fehle. Sie spricht von einem „Unvermögen (...) wahre Gefühle wirklich auszudrücken“; deshalb könne er „niemals ein großer Lyriker sein“. Dora Jellinek

geht von der Autonomie der Kunst aus, allerdings ohne dies theoretisch zu begründen. Selten spricht sie von der Person Georges, seine Gedichte sind der Gegenstand ihres Vortrags, diese untersucht sie, lobt und kritisiert sie.

Anders geht Max Weber in seinem Brief an Dora Jellinek vor. Zwar rückt er Georges „Ausdruck“ zunächst sogar an Hölderlin und Dante heran, danach jedoch spricht er aber nur noch vom Scheitern Georges. Er sieht dies in dem „Sinn, den er seiner Mission beilegt“, d.h. er sieht in Georges prophetischem Gestus den Schlüssel für sein Scheitern. Webers Interpretation ist eine soziologische, sie lässt sich kaum ein auf die Gedichte und die Kunst Georges. Er spricht von der „Sektenbildung“ des George-Kreises und er bleibt auf die Person Georges fixiert. Gerade seinen damals neuesten Gedicht-Band „Der Siebente Ring“ hält Weber wegen des Maximin-Kultus für „schlechthin absurd“, weil sich von dieser Erlöser-Inkarnation nichts aussagen lasse, was Außenstehende glauben könnten. Das „rein formale Prophetentum“ ist für Weber Parodie und falsches Prophetentum, weil es sich nicht einlösen lasse und inhaltslos bleibe. Die Folge sei, dass „ein Versprechen eines ungeheuren, Erlösung garantierenden Erlebnisses (...) durch ein andres, noch größeres übertrumpft“ werden müsse. Und: „Je länger je mehr `wollen` diese Gedichte etwas“ auf Kosten der Gestaltung; sie „fordern, verkünden, versprechen, predigen, propagieren“ – nach Webers Eindruck – „Erlösung“, um – wie vorher andere Asketen – die Welt zu regenerieren und schließlich zu beherrschen. Max Weber vermutet, dass „diese inhaltliche Entgleisung auf die künstlerische Form zurückwirkt.“ Er stellt fest, dass die Georgeaner den eigenen L'art pour l'art-Grundsatz zugunsten ihrer Mission aufgegeben hätten: „Es dringt hier der jenseits des Kunstwerkes liegende Zweck bis in die letzten Poren ein – eine starke Ironie auf die ursprüngliche strenge Ausschaltung aller nicht artistischen Zwecke.“ Dieses moderne Prophetentum überschreite den Geltungsanspruch der Kunst. Der Ausdruck stehe hinter dem Gewollten zurück. Es bleibe oft nur das „orgastische 'Dröhnen' einer Stimme“.

Weber erkannte am George-Kreis alle Merkmale einer Sekte wieder, aber zugleich ein spezifisches Charisma, in dessen Namen George damals Ansprüche als Herrscher und Meister anmeldete, die über den Kreis der Jünger und über ästhetische Fragen hinausgingen.

### **3. Max Weber und Stefan George: Die Begegnungen in Heidelberg**

In seinem Brief an Dora Jellinek vom Juni 1910 äußert sich Max Weber, wie gesagt, sehr anerkennend über ihr Referat. Er habe darin „viel Anregung zu erneuter eigener Beschäftigung“ mit dem Dichter gefunden. Gerade dass Doras Gesamturteil zwiespältig ausgefallen war, imponierte Weber und steigerte sein Interesse. Sie habe bei Stefan George neben den „Zügen wirklicher Größe“ auch „die Grenzen der George'schen Kunst richtig erkannt“.

Drei Monate später im September 1910 wurde Weber der Besuch Georges angekündigt. Das Ehepaar, seit 1897 in Heidelberg, war umgezogen aus der „engen hässlichen Hauptstraße“ Nr. 73 in die Fallensteinsche Villa in der Ziegelhäuser Landstraße Nr. 17, die er von seinem Großvater geerbt hatte, und innerhalb der Villa in das repräsentative Mittelgeschoß mit seiner nach Süden gehenden Terrasse am Neckar-Ufer gegenüber dem Schloss. Aber die legendären sonntäglichen „Jours“, mit deren Hilfe Marianne Weber die Vielzahl der Besucher kanalisieren wollte, hatten sich noch nicht eingebür-



Abb. 5: Die Fallensteinsche Villa; seit 1910 Webers Haus (StA HD)

gert. Auch Marianne Weber war am Besuch Georges sehr interessiert und bei allen Gesprächen anwesend. In ihren Erinnerungen<sup>10</sup> berichtet sie über viele Einzelheiten: Max Weber sei zunächst etwas verlegen gewesen, aber die „durch den Jünger Kult erzeugten Hemmungen“ hätten sich schnell gelöst. „Der Meister war ganz ohne Pose, gab sich mit schlichter Würde und Herzlichkeit.“ Schon bei dem nächsten Gespräch im Dezember des Jahres 1910 kam man auf die polaren Gegensätze und Begriffswelten zu sprechen: „Der George-Kreis lehnt die ethische Autonomie als Erziehungsideal und die Anerkennung des Werts der Einzelseele ab“, fasste Marianne Weber zusammen; „Wir aber bejahen das Recht des Einzelnen auf die ihm mögliche Entwicklung“. Selbst als sich zeigte, dass dies auch eine Diskussion über die Frauenrolle war und Marianne, seit langem in der Frauenbewegung engagiert, energisch protestierte, riss der Gesprächsfaden noch nicht ab. Marianne Weber blieb dieser Beschwichtigungsversuch Georges ihr gegenüber in Erinnerung: „Kindchen, Kindchen! Sie müssen es kosmisch verstehen, nicht als Einzelschicksal.“<sup>11</sup> Marianne Weber erkannte in den Gegensätzen zwischen George und Weber „polare Möglichkeiten des Menschentums“, zwei grundverschiedene „Führergestalten“; „beide schaffen sich ihre Geisteswelt mit völlig verschiedenen Werkzeugen“. Weber „mit seiner die ganze gegenständliche Kultur durchdringenden ratio“; George schaffe seine „innere Seelenwelt mit einer Schau- und Bildkraft, deren Intensität sich in der Schönheit eines streng und eigen geformten Sprachleibs bändigt. (...) Er schreibt sich Prophetenamt und Führertum zu. Dies lehnt der andere nachdrücklich ab.“<sup>12</sup> Beide seien erfüllt von tiefem Verantwortungsfühl für die neue Zeit. So schien es nach Marianne Webers Eindruck beiden dennoch möglich, Freundschaft zu halten. Im August 1915 wohnten beide Männer, als sie gerade unversorgt waren, vorübergehend in der Pension Friedau, Gaisbergstraße 16a, (deren Besitzerin Klara Bezner hieß) Tür an Tür nebeneinander und nahmen gemeinsam die Mahlzeiten ein

und nutzten die Gelegenheit zum Gespräch.<sup>13</sup> Aber, so fährt Marianne Weber fort, die Zuneigung des Dichters zu dem ganz anders gearteten Mann hatte keinen Bestand.

Für Wolf Lepenies<sup>14</sup>, der die Konkurrenz zwischen sozialwissenschaftlicher und literarischer Deutung der Moderne in Frankreich, England und Deutschland thematisiert, ist die Begegnung Stefan George / Max Weber in Heidelberg geradezu exemplarisch. „Wissenschaftliche und künstlerische Welterkenntnis stritten miteinander und während Weber Georges Dichtertum schätzte, konnte dieser, so verstandesfern er sich auch gab, den tiefen Ernst und die innere Haltung achten, die Max Webers Plädoyer für den Rationalismus zugrunde lag.“ Prophetendichtung und soziologisch nüchterne Analyse standen sich gegenüber, waren gewissermaßen Konkurrenten der Weltauslegung und der Zeitdiagnose.

Ohne Zweifel spielte auch das wissenschaftliche Vokabular, das Weber sich damals nicht zuletzt am „Studienobjekt“ George-Kreis erarbeitete und das er auf dem Ersten Deutschen Soziologentag in Frankfurt im Oktober 1910 (also kurz nach den Heidelberger Begegnungen) mit explizitem Bezug auf den George-Kreis auch öffentlich kundtat, bei der Entfremdung eine Rolle. Dort empfahl Weber in seinem Geschäftsbericht die „künstlerische Sektenbildung“ als besonders lohnende Forschungsaufgabe; denn „die von künstlerischen Weltgefühlen getragenen Sekten (...) haben noch heute, ganz wie



Abb. 6: Max und Marianne Weber (Verlag Mohr/Siebeck)



Abb. 7: Die Pension Friedau, Gaisbergstraße 16 a (Foto privat)

eine religiöse Sekte, ihre Inkarnationen des Göttlichen gehabt – ich erinnere an die Sekte Stefan Georges – und die Prägung der praktischen Lebensführung, der inneren Attitüde zum gesamten Leben, die sie in ihren Anhängern erzeugten, kann eine sehr weitgreifende sein.“<sup>15</sup> Begriffe wie „Sektenbildung“, „Rentner“-Existenzen, „Prophetentum“, „charismatische“ Jüngerschaft empfanden die Verehrer Georges als herabsetzend und nicht als objektiv-werturteilsfrei, also als Verrat Webers an seinen eigenen

Maßstäben. Sie sprachen dann umgekehrt vom „armseligen Heidelberger Popanz“, wenn sie Webers methodisch anspruchsvolle Wissenschaft meinten.<sup>16</sup> Edgar Salin,<sup>17</sup> ein Autor, der sowohl George als auch Weber damals nahe stand, zitiert eine bitter-ironische Äußerung Georges: „Diese Gelehrten sind noch schlimmer als die Plebs. Spricht man mit ihnen, tätscheln sie einen freundlich als ihresgleichen. Zieht man sich zurück, haben sie ein objektives Schimpfwort bereit. Da lob ich mir die, die uns mit Leidenschaft schmähen. Da sieht man doch eine Wirkung.“ Und George bekräftigte seine Position mit dem Dictum: „Von mir aus führt kein Weg zur Wissenschaft“. George fand bei Weber nichts, was ihn fördern konnte, Max Weber nahm die kulturkritischen Ideen der Georgeaner nicht ernst und hielt sie für Romantiker, denen die Einsicht in die grundlegenden Strukturprozesse ihrer Zeit fehlte, insbesondere die Einsicht in Kapitalismus und Demokratie. Aber Webers Selbstverständnis als Wissenschaftler mit dem Postulat strikter Werturteilsfreiheit wird umgekehrt durch die Auseinandersetzung mit den Georgeanern verstärkt und geprägt. Webers berühmter späterer Vortrag über „Wissenschaft als Beruf“ kann streckenweise als eine Abrechnung mit den Georgeanern gelesen werden.<sup>18</sup> Die unterschiedliche Deutung des Weltkriegs entfremdete die beiden Männer vollends, wobei Stefan George gegenüber der allgemeinen Kriegsbegeisterung skeptischer war als Max Weber.<sup>19</sup>

#### 4. Der George-Kreis – eine Sekte mit spezifischem Charisma?

Der Weber-Biograph Joachim Radkau stellt fest, dass Weber den Charisma-Begriff zum ersten Mal, auf George bezogen, in dem besprochenen Brief vom 9. Juni 1910 an Dora Jellinek gebraucht.<sup>20</sup> Zuvor hätten Kirchengeschichtler den Begriff mit Bezug auf alttestamentarische Propheten und auf urchristliche Gemeindeführer verwendet. Erst 1909/10 habe Weber die Tragweite dieses Begriffs erkannt. Im Gefolge seiner Schrift zur protestantischen Ethik habe er erneut die Grenzen zwischen Religions- und Sozialwissenschaften überschritten und im Anschluss daran in systematischer Absicht die „drei reinen Typen legitimer Herrschaft“ entwickelt, die er nach ihrer Legitimation unterschied: die legale (oder rationale), die traditionale und die charismatische Herrschaft. Dabei beschreibt das Charisma-Konzept kein Randphänomen, sondern ist der eigentliche Ausgangspunkt seiner neuen Herrschaftssoziologie geworden und nimmt einen zentralen Platz in seiner universalhistorischen Typologie der

Herrschaftsformen ein. Neuartig ist dabei 1. der Anspruch der Vollständigkeit: es gibt nur drei reine Herrschaftstypen und 2. die Absage an die überkommene normative Staatsformenlehre, zurückgehend auf die antike Vorstellung eines Kreislaufs der Verfassungen.

Charismatische Herrschaft ist nicht Tyrannis, sie repräsentiert, wie die anderen beiden Typen ein positiv charakterisierbares Strukturprinzip und kann in einer Vielzahl von Strukturformen auftreten. Sie ist nicht Folge, sondern Alternative zu den



Abb. 8: Der George-Kreis auf der Terrasse der Villa Lobstein, Pfingsten 1919 (Verlag Klett-Cotta)

beiden anderen Herrschaftstypen, sie ist immer eine strukturelle Möglichkeit sowohl im Rahmen der traditionellen wie auch im Rahmen der rationalen Herrschaft. Ihre Legitimität beruht auf „Sendung“, nicht auf Pietät oder Legalität. Der Charismaträger steht unter gesteigertem Bewährungszwang, seine Herrschaft ist labil und steht ständig vor der Gefahr, entweder zusammenzubrechen oder sich zu „veralltäglichen“, also ihren Charakter zu verändern und in einen anderen Typus überzugehen.<sup>21</sup> Radkau schreibt, „Charisma“ sei Webers „attraktivste Begriffskreation“ gewesen: zuerst für ihn (er habe selbst den Begriff in seinem Werk seitdem weit über tausendmal verwendet; die CD-ROM, die bisher nur die Hauptwerke Webers erfasst, nennt 1225 Fundstellen), dann für viele andere Wissenschaftler. „Charisma“ war gleichsam Knotenpunkt zweier Wissenschaftsbereiche. Der Begriff wurde von Weber säkularisiert und generalisiert: das heißt, er war sowohl für den religiösen wie auch für den politischen, den militärischen oder den künstlerischen Bereich anwendbar. Und er wurde von Weber aktualisiert: Der George-Kreis sei, vermutet Joachim Radkau<sup>22</sup> (S. 470), für Weber vor allem deswegen ein faszinierendes Experiment gewesen, weil da zu beobachten war, wie weit und unter welchen Bedingungen in moderner Zeit charismatisches Führer- und Prophetentum möglich sei. Charisma, oft mit „persönlicher Ausstrahlung“ übersetzt, gewinne in Max Webers Analyse neue und genauere Konturen: „als eine Verheißung für Menschen, die sich in Not befinden, aus dem Mund eines Führers, der davon gezeichnet ist, dass er selber durch Tiefen gegangen ist, und der die Schranken des Alltäglichen durchbricht.“

Der George-Biograph Thomas Karlauf<sup>23</sup> zentriert seine Darstellung, wie sein Untertitel belegt, auf „die Entdeckung des Charisma“. Die Struktur der Georgeschen Gemeinschaft lasse sich mit Hilfe des Weberschen Charisma-Konzepts ziemlich vollständig beschreiben. Ein typisches Merkmal des Kreises sei die Enthobenheit von alltäglicher Erwerbsarbeit; der Führer und seine Jünger stünden außerhalb von Berufs- und Familienpflichten, was die charakteristische Wirtschafts- und Weltfremdheit erkläre. Rekrutierung des Nachwuchses in dieser „primär künstlerischen charismatischen Jüngerschaft“ erfolge durch Erwählung und Erziehung, um die Auserwählten selber wiederum charismatisch zu befähigen. Es gäbe keine Hierarchie und keinen Verwaltungsstab, sondern nur Berufung nach Eingebung des Führers. Edgar Salin<sup>24</sup> schildert, wie George, wenn er in der Pension Neuer in der Villa Lobstein am Schlossberg (Nr. 55) unmittelbar am Eingang des Heidelberger Schlosses wohnte, oft genau damit beschäftigt war: „Sein Blick ging scheinbar über die Wanderer hinweg – und doch war dies sein wichtigstes Anliegen: Ausschau zu halten, ob unter der vorbeiflutenden Jugend Einer zu sichten sei, dessen Gang, dessen Auge ihn des Kreises der Freunde würdig erscheinen liesse.“

## **5. Die Wieder-Entdeckung des Charisma:**

### **Aktuelle Deutungen der NS-Regimes als charismatische Herrschaft**

Erstaunlich ist, dass charismatische Herrschaft als Idealtypus für die Analyse des NS-Regimes gerade in jüngster Zeit von prominenten Historikern mit außerordentlichem Erfolg genutzt worden ist. Man könnte von einer „Wieder-Entdeckung“ des Charisma-Begriffs – nach Jahrzehnten der Nichtbeachtung – sprechen. Und das, obwohl dieser Typus, wie gesagt, von Max Weber am Beispiel einer künstlerisch-religiösen Gruppe und ganz ohne die Erfahrung der totalitären Systeme des 20. Jahrhunderts entwickelt

worden ist. Im Jahr 1918 hatte Weber einen Ruf an die Universität München angenommen und war dort bereits im Jahr 1920 gestorben.

Noch ohne sich explizit auf Max Weber zu berufen, kommt **Sebastian Haffner** in seinem populären Buch<sup>25</sup> „Anmerkungen zu Hitler“ auf Passagen aus Gedichten Stefan Georges (aus den Jahren 1907 und 1921) zu sprechen, um die damals weit verbreiteten Stimmungen und Sehnsüchte in der Bevölkerung zu charakterisieren. George sagte eine Zeit voraus, die „den einzigen, der hilft den Mann gebiert“ und er prophezeite

„Der sprengt die Ketten fegt auf trümmerstätten  
Die Ordnung, geisselt die verlaufenen heim  
Ins ewge recht wo grosses wiederum gross ist  
Herr wiederum herr, Zucht wiederum zucht, er heftet  
Das wahre Sinnbild auf das völkische banner  
Er führt durch Sturm und grausige signale  
Des frührots seiner treuen schar zum werk  
des wachen tags und pflanzt das Neue Reich.“

Wie eine Vision Hitlers auch das Folgende:

„Der mann! Die tat! So lechzen volk und hoher rat.  
Hofft nicht auf einen der an euren tischen ass!  
Vielleicht wer jahrelang unter euren Mördern sass,  
In euren zellen schlief; steht auf und tut die tat.“

Sebastian Haffner vergisst nicht darauf hinzuweisen, dass sich unter den Georgeanern sowohl Anhänger als auch entschiedene Gegner Hitlers<sup>26</sup> (so z.B. der Attentäter des 20. Juli 1944, Claus von Stauffenberg) befunden haben.

**M. Rainer Lepsius** untersucht direkt an der Hitler-Diktatur den heuristischen Wert des Idealtypus der charismatischen Herrschaft: „Das Modell der charismatischen Herrschaft und seine Anwendbarkeit auf den ‚Führerstaat‘ Adolf Hitlers“.<sup>27</sup> Indem er von der sozialen Beziehung zwischen Charismaträger und Charismagläubigen ausgeht und nicht von der Analyse des Charismatikers, vermeidet er eine vorschnelle Deutung der Diktatur als Monokratie oder Polykratie, eine Kontroverse, die die damalige Historiker-Diskussion beherrschte. Charakteristisch in einer solchen Beziehung sei, dass der Führer den Anspruch auf oberste Autorität erhebe und der Jünger den Gehorsam als Pflicht akzeptiere. Daraus ergebe sich, dass der Führer die bislang geltenden normativen Standards, Verfahrensweisen und Organisationsformen auflösen müsse. Bewährungszwang sei die einzige Handlungsbegrenzung für den Charismatiker. Für den Widerstand in einem charismatischen

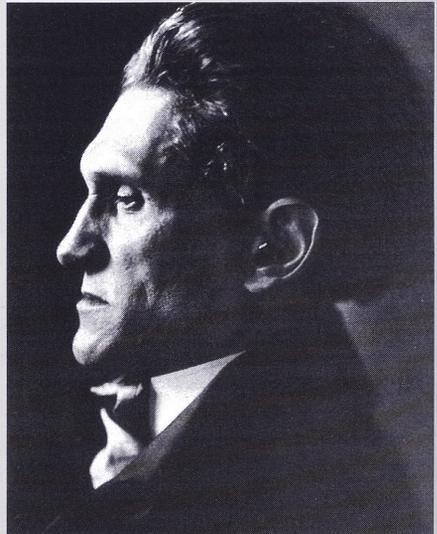


Abb. 9: Stefan George im Jahre 1910

Herrschaftssystem bleibe als Alternative nur: abzuwarten, bis das Charisma des Führers zerfällt, oder den Charismaträger physisch zu beseitigen.

Lepsius kommt zu dem Ergebnis: „(Das Herrschaftssystem Hitlers) war nach der Machtergreifung noch keineswegs charismatisch begründet, sondern gewissermaßen synkretistisch gemischt mit Elementen formaler Legalität (über die Berufung durch den Reichspräsidenten und die nachfolgende Mehrheit einer Koalitionsregierung), angereichert durch Elemente traditionaler Legitimität (durch die Inanspruchnahme konservativer nationaler Wertbeziehungen). Nur bei der Minderheit der überzeugten Parteianhänger bestand der Glaube an die außeralltäglichen Fähigkeiten seiner Person. Dominant wurde die charismatische Legitimität erst mit der Errichtung der Monokratie und durch die charismatisch interpretierten Anfangserfolge etwa um 1937.“

**Jan Kershaw**, ursprünglich Mediävist und Sozialhistoriker und deswegen skeptisch gegenüber den Versuchen, bei der Erklärung komplexer historischer Prozesse die Rolle eines Individuums als besonders wirkungsmächtig herauszustellen, sie gar zu dämonisieren oder zu mystifizieren, fand in seiner umfangreichen neuen Hitler-Biographie<sup>28</sup> mithilfe des Weberschen Modells überzeugende Antworten auf die Schlüsselfrage, wie Hitler möglich war, wie er die Macht erlangte und sie ausdehnte, bis sie absolut wurde:

„Wenn ich ein Konzept nennen soll, das mir mehr als jedes andere geholfen hat, beim Schreiben den Gegensatz des biographischen und des sozialgeschichtlichen Ansatzes aufzulösen, dann ist dies Max Webers Begriff der ‚charismatischen Herrschaft‘- ein Begriff, der zur Erklärung dieser außergewöhnlichen Form politischer Herrschaft primär auf diejenigen blickt, die das ‚Charisma‘ wahrnehmen, das heißt, auf die Gesellschaft und nicht in erster Linie auf die Persönlichkeit als dem Gegenstand ihrer Verherrlichung.“

**Hans-Ulrich Wehler** ging noch einen Schritt weiter und kehrte im 4. Band seiner Deutschen Gesellschaftsgeschichte<sup>29</sup> bei der Darstellung des Nationalsozialismus die leitenden Gesichtspunkte um. Politische Herrschaft rangiert jetzt vor Wirtschaft, Sozialstruktur und Kultur, weil der politische Bereich die entscheidende Rahmenbedingung für die NS-Epoche gesetzt habe. Und bei der Analyse des NS-Systems wählt auch er charismatische Herrschaft als „Leitkonzeption“; sie sei durch ihre Konsistenz und Erklärungskraft allen anderen Deutungen überlegen. Die zugrunde liegende Denkfigur lasse sich am besten als Ellipse mit zwei Brennpunkten charakterisieren: „Der Charismatiker und seine Gesellschaft, die nach ihm verlangt, ihn trägt, ihn mit ihrer Loyalität bestätigt, stehen (...) in einer so unauflöselichen Wechselwirkung, dass der Charismatiker ohne Berücksichtigung dieses gesellschaftlichen Kontextes ebensowenig realistisch beurteilt, wie das Verhalten der Gesellschaft ohne die Einwirkung des Charismatikers angemessen verstanden werden kann.“ Mit dieser Deutung glaubt Wehler auch frühere Historiker-Kontroversen zwischen Funktionalisten und Intentionalisten, Anhängern der These vom NS-System als Monokratie oder als Polykratie hinter sich lassen zu können: „In der Realität des NS-Regimes gehörten charismatische Einherrschaft und die Vielherrschaft konkurrierender Machtaggregate mit systembedingter Notwendigkeit zusammen.“

Um dies zu konkretisieren, empfiehlt Wehler auf bestimmte „Dimensionen“ zu achten: eine Voraussetzung für den Aufstieg des Charismatikers sei z.B. eine Notsituation und eine gesellschaftliche Disposition für das Verlangen nach einem Charismatiker, eine politische Kultur bzw. ein entsprechender Traditionsbestand, der das Wirken eines „großen Mannes“ als politische Option bevorzugt. Wehler verweist hier auf die rechts-

gerichtete Intelligenz in der Weimarer Republik und gibt als Beispiele an: „Die Wortführer elitärer Intellektuellenzirkel wie Stefan George und Friedrich Gundolf kultivierten auf ihre Weise den Heroen- und Führerkult.“

Tatsächlich liegt der Hauptvorteil des charismatischen Modells darin, dass es den Blick mindestens ebenso auf die Charisma-Gläubigen, auf die Jünger, die Gefolgschaft, die Kollaborateure, kurz: auf die Gesellschaft lenkt wie auf den Charisma-Träger und so einen zu simplen Interpretationsansatz, eine Dämonisierung des Diktators, vermeidet.

Blickt man noch einmal auf die von Haffner zitierten Verse Georges mit seiner Verheißung eines Führers und auf Max Webers Begriffsprägung der charismatischen Herrschaft, so fällt auf, dass beide sich mehr entsprechen, als man vermuten konnte. Aber weder dichterische Vision noch sozialwissenschaftliche Analyse der damaligen intellektuellen Kreise konnten einen ernsthaften Beitrag leisten zu einer Gegenstrategie gegen den heraufziehenden Nationalsozialismus und George war wohl zugleich Wegbereiter und Prophet des Verhängnisses.

Auf der Ebene der historischen Darstellung und der Analysen ex post zeigen die Hinweise auf die Autoren Lepsius, Kershaw und Wehler, dass sich einige der neuesten repräsentativen Darstellungen der NS-Diktatur aus der Feder prominenter Historiker, und zwar sowohl von Biographen als auch von Gesellschaftshistorikern, auf Max Weber stützen, den Begriff der „charismatischen Herrschaft“ wieder entdeckten und den Typus für die Entwicklung ihrer Fragestellungen mit Gewinn nutzen. Er wurde zum Schlüsselbegriff für das „Zeitalter der Extreme“.

Von der in Heidelberg angestoßenen Auseinandersetzung mit Stefan George wurde Webers Arbeit über „Die drei reinen Typen der legitimen Herrschaft“ ebenso auch sein späterer Vortrag über „Wissenschaft als Beruf“ mit der nochmaligen Bekräftigung strikter Werturteilsfreiheit der Wissenschaft angeregt oder beeinflusst, jedenfalls erkennbar geprägt. Hierbei war die Studentin Dora Jellinek mit ihrer Seminararbeit eine nicht unwichtige Impulsgeberin gewesen. Es war eine Wirkung, die sie sicher nicht beabsichtigt hatte und von der sie wohl auch später nie etwas erfahren hat. Weber andererseits zeichnete sich, sobald er von seiner langen Krankheit genesen war, durch seine stetig wache Neugier aus und durch die Bereitschaft, sich von allen Seiten – und nicht nur von „geistigen Titanen“ – anregen zu lassen und diese Anregungen für die Weiterentwicklung seines Gedankengebäudes zu nutzen.

An Max Webers Wirkungsstätten in Heidelberg und später in München wird bis heute sein hinterlassenes Werk als Erbe in besonderer Weise gepflegt und weiterentwickelt. Als Indiz dafür kann die Arbeit an der Max Weber-Gesamtausgabe gelten, die seit 1975 im Auftrag der Kommission für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte der Bayerischen Akademie der Wissenschaften in München unter intensiver Beteiligung der Heidelberger Max Weber-Forscher M. Rainer Lepsius (Emeritus seit 1993) und Wolfgang Schluchter (Emeritus seit 2006) vom Soziologischen Institut der Universität durchgeführt wird. Von den geplanten etwa 45 Bänden sind bisher 34 erschienen.

## Anmerkungen

- 1 Volker Kruse: Die Heidelberger Soziologie und der Stefan George-Kreis. In: Bernhard Böschstein u.a. (Hgg.): Wissenschaftler im George-Kreis, Berlin 2005, S. 259–276; hier S. 262
- 2 Marianne Weber: Max Weber. Ein Lebensbild, Tübingen <sup>1</sup>1984, S. 465
- 3 Handschriftlich 46 Seiten, aus dem Teilnachlass Dora Busch, geb. Jellinek Heidelberg. Die hier zugrunde liegenden Nachlass-Teile befinden sich im Besitz von Bernd Dieter Ries. Herr Ries hat Frau Busch als Sozialarbeiter über lange Jahre (etwa seit 1990) begleitet und fast täglich versorgt. Der Verf. dankt Herrn Ries dafür, dass er in die Unterlagen Einblick nehmen konnte, und für die freundliche Beantwortung vieler Fragen.
- 4 Zitiert nach Marianne Weber (wie Anm. 2) S. 481–484
- 5 Manuskript (wie Anm. 3) S. 1
- 6 Vgl. Klaus Kempster: Die Jellineks 1820–1955. Eine familienbiographische Studie zum deutsch-jüdischen Bildungsbürgertum, Düsseldorf 1998 S. 261ff.
- 7 Briefe an den Verfasser, 21.2.2009 und 22.4.2009
- 8 Vgl. Frank Moraw: Die nationalsozialistische Diktatur. In: Peter Blum (Hg.): Geschichte der Juden in Heidelberg, Heidelberg 1996 S. 541ff., 547
- 9 Dora Busch: Märchen. Skizzen einführender Deutungen als analytische Lehrstücke der Kindheits- und Jugendpsychologie. Im Eigenverlag o. J.
- 10 Marianne Weber (wie Anm. 2) S. 468ff.
- 11 Ebd. S. 471
- 12 Ebd. S. 468ff.
- 13 MWG II Briefe Bd.9 Max an Marianne Weber vom 16.8.1915; vgl. auch Michael Buselmeier: Literarische Führungen durch Heidelberg, Heidelberg 2007 S. 414; vgl. Thomas Karlauf: Stefan George. Die Entdeckung des Charisma, München 2008 S. 414
- 14 Wolf Lepenies: Die drei Kulturen. Soziologie zwischen Literatur und Wissenschaft, München 1985 S. 259ff.; vgl. auch Volker Kruse (wie Anm. 1) S. 272f.
- 15 Verhandlungen des Ersten Deutschen Soziologentages 1910 S. 58f.
- 16 Kurt Hildebrandt: Erinnerungen an Stefan George und seinen Kreis, Bonn 1965 S. 125
- 17 Edgar Salin: Um Stefan George. Erinnerung und Zeugnis, Bad Godesberg <sup>2</sup>1954 S. 249, 293
- 18 Ebd. S. 110; wie Kruse S. 264ff. (wie Anm. 1) nachweist, wird die Auseinandersetzung mit den Georgeanern hier verdeckt geführt unter der Chiffre „Jugend“.
- 19 Marianne Weber (wie Anm. 2) S. 472
- 20 Joachim Radkau: Max Weber. Die Leidenschaft des Denkens, München 2005 S. 601, auch S. 956 Anm. 193 vgl. aber Radkaus Hinweis auf Webers „Protestantische Ethik“, einer Schrift Webers von 1904/05; MWG I/22–4 S. 54 Hier wird „Charisma“ allerdings noch nicht als Quelle von Macht gesehen.
- 21 Vgl. dazu Wolfgang Schluchter: Die Entwicklung des okzidentalen Rationalismus. Eine Analyse von Max Webers Gesellschaftsgeschichte, Tübingen 1979 S. 180ff.; ders. Religion und Lebensführung. Bd. 2 S. 538ff.; Thomas Karlauf (wie Anm. 13) S. 415f.; den Hinweis auf die CD-ROM, Max Weber: Gesammelte Werke in der Digitalen Bibliothek im Verlag Directmedia Publishing verdanke ich Herrn Ulrich Bachmann, Institut für Soziologie, Universität Heidelberg.
- 22 Joachim Radkau (wie Anm. 20) S. 470
- 23 (wie Anm. 13) S. 417
- 24 Edgar Salin (wie Anm. 17) S. 31; Salin beschreibt auch eindrucksvoll, wie er einen „charismatisch“–spektakulären Auftritt Georges im Frühsommer 1913 in Heidelbergs Hauptstraße erlebte; abgedruckt auch in: Michael Buselmeier (Hg.): Heidelberg Lesebuch, Frankfurt 1996 S. 195ff.
- 25 Sebastian Haffner: Anmerkungen zu Hitler, München 1978 S. 25f.
- 26 Vgl. Thomas Karlauf (wie Anm. 13) S. 638f. nimmt Haffners Anregung in seiner George-Biographie auf und deutet Georges Visionen von Grausamkeit und Vernichtung als warnende Mahnrufe und nicht als Verherrlichung skrupelloser Machtausübung. Robert E. Norton (DIE ZEIT 16.7.2009) kritisiert diese „neue Nachsicht“ gegenüber den Georgeanern und bestreitet insbesondere, dass Ideenwelt und Geist Georges irgendeinen Anteil am Entschluss Stauffenbergs zum Attentat gehabt haben könnte. Stattdessen bekennt er sich mit Recht zu der „alten Gewissheit“, die er auf die treffende Formel bringt, dass „George und seine Ideologie maßgebliche Wegbereiter waren für genau das Verhängnis, das er vorauszuahnen vor-

gab“; vgl. dazu auch das Kapitel „Der Kreis um Stefan George“ in Karl Löwith: Mein Leben in Deutschland vor und nach 1933. Ein Bericht, 1986 (zuerst 1940), S. 19 ff. Löwith spricht hier vom „Edelnazismus“ der Georganer.

- 27 Zuerst 1986; jetzt in M. Rainer Lepsius: Demokratie in Deutschland. Soziologisch-historische Konstellationsanalysen, Göttingen 1993 S. 95–118
- 28 Jan Kershaw: Hitler, Stuttgart 1998 Bd.1 S. 8f.
- 29 Hans-Ulrich Wehler: Deutsche Gesellschaftsgeschichte Bd.4, München 2003 vgl. besonders S. 552ff. und 579ff.

## Quellenanhang

Dora Jellinek

### Stefan George

Vortrag, gehalten am 22. Januar 1910 im lyrischen Seminar zu Heidelberg

(Motto: „Wenn ich mir über eine Materie nicht im Klaren bin, schreibe ich darüber ein Buch.“ Josef Unger)

Wer es unternimmt, sich über eine moderne Erscheinung auszusprechen, muss sich wohl bewusst sein, dass es unmöglich ist, Neues vollkommen zu begreifen. In diesem Falle weilt der Dichter noch als Lebender und vielleicht werdender unter uns, um unsere Prophezeiungen Lügen zu strafen.

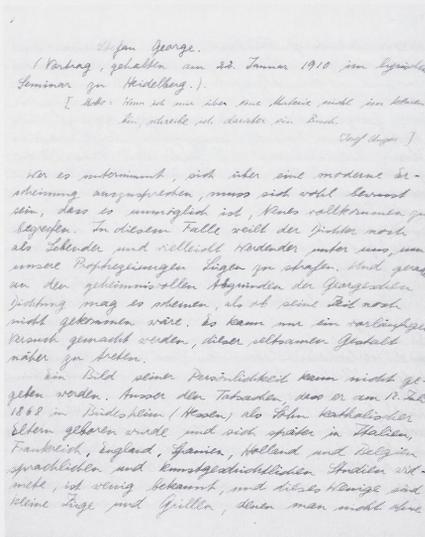


Abb. 10: Manuskript Dora Jellineks S. 1 handschriftlich



Abb. 11: Dora Jellinek (Foto privat)

Und gerade an den geheimnisvollen Abgründen der Georgeschen Dichtung mag es scheinen, als ob seine Zeit noch nicht gekommen wäre. Es kann nur ein vorläufiger Versuch gemacht werden, dieser seltsamen Gestalt näher zu treten. [Hier folgen einige biographische Daten zu Stefan George.]

George hat seine frühesten Gedichte auf Betreiben seiner Freunde lange nach ihrem Entstehen herausgegeben, und sie unter dem Namen „Fibel“ zusammengefasst. Sie stammen zum Teil aus seinem neunzehnten Lebensjahr und können noch nichts Außerordentliches sein. In den Geleitversen zu diesen „weisen, dürftig und gewohn“ heißt es sehr gut bezeichnend

Das ist noch die Kamöne,  
die blass und zagend sich empört,  
Durch viele fremde Töne,  
Bang vor sich selbst, die eignen hört.

Es sind die typischen Jugendgedichte von gekränkter und verloschener Liebe, von Grab und Natur, von hohem Streben. Sie enthüllen den Dichter als feinfühligen, sentimentalen Jüngling, wie er sich bereits nach früherem Glück und kindlicher Fülle zurücksehnt, schwermütig sich selbst betrachtet, sein Inneres in der Natur widerspiegelt und, von glühendem Ehrgeiz erfüllt, stets unbefriedigt, bald hofft, bald verzagt. Dies sind zwar Eigenschaften allgemeiner Art. Aber viel individueller werden sie sich auch in den anderen Dichtungen nicht gestaltet. Ein wildes, trotziges Streben, übergroßes Feingefühl, ein schweres, unfreundliches Temperament, ein stets zerrissenes und enttäuschtes Herz – das ist es, was ihn in seinen Dichtungen kennzeichnet. Erst in den späteren Werken wird sich das Trübe klären. Aber auch in formaler Beziehung entbehren die Jugendgedichte nicht des eigenartigen Stempels, den die späteren Werke tragen; eine große Sorgfalt und Originalität des Ausdrucks und eine eigentümliche Sachlichkeit der Schilderung, wie man sie z.B. an dem Gedicht „Sonnenaufgang“ beobachtet:

#### Ein Sonnenaufgang

Vor kurzem entzündete sich  
Auf dunklem Ofen des Himmels  
Nach kalter Winternacht  
Die neue Sonne.  
Nun zeigt sie sich im ersten Leuchten;  
Sie schimmert still.  
Mit den Wolken, die sie umflattern,  
Die ihren Glanz widerspiegeln,  
Erhellte sie spärlich  
Die Morgendämmerung.  
Schnell verstärkt sie sich,  
Und die farbigen Vorhänge,  
Die ihr zu nahe kommen,  
erfasst und senkt sie.  
Darauf erfüllt sich  
Die ganze Luft mit grauem  
Undurchdringlichem Rauch.  
Es wächst und wächst Wärme und Licht,  
Bis endlich alles, Wolken und Nebel,  
In unendlicher Feuersbrunst  
Lohend verschlungen werden  
Und ohne fremde Nahrung,  
Durch eigne Kraft allein,  
Die flammende Scheibe strahlt.

Abgesehen von dieser Trockenheit der Schilderung hat das Gedicht noch eine Eigenschaft, die sich in vielen späteren wiederfindet, nämlich, dass es als Sinnbild zu erklären ist oder doch erklärt werden kann (hier er selbst und seine Kunst). Dies findet sich in dem ganzen nächsten Buch „Hymnen, Pilgerfahrten, Algabal“ wieder. [Hier folgen einige Beispiele aus diesem Buch.] In kurzen Worten kann der tiefe und geistvolle Gehalt der Dichtung niemals erschöpft werden; aber auch den künstlerischen Wert kann der Gehalt allein nicht bestimmen. Er ist nicht leicht aus den Gedichten zu erkennen; manchmal ist es ohne Kommentar gar nicht möglich, wie denn Unverständlichkeit für ein Hauptmerkmal von Georges Dichtung gilt. Nie ist ein Gedicht anders als symbolisch aufzufassen, sonst hat es gewöhnlich gar nichts zu sagen und kann höchstens

durch seine edle Sprache und die Schönheit der Bilder entzücken. Manche sind freilich auch ohne tiefere Deutung vollendet, z.B.

Von einer Begegnung.

Nun rufen lange Schatten milde Gluten  
Und wallen nach den Lippen kühler Welle  
Die Glieder, die am Mittag müde ruhten –  
Da krenzest unter Säulen du die Schwelle.

Die Blicke mein, so mich dem Pfad entrafften,  
Auf weisser Wange, weisser Schläfe Sammt  
Wie karg und scheu nur wagten sie zu haften,  
Der Antwort bar, zurkehrung ja verdammte!

An süßem Leib im Gang den schlanken Bogen  
Sie zur Umarmung zaubertoll erschauten.  
Dann sind sie feucht vor Sehnen fortgezogen,  
Eh sie in deine sich zu tauchen trauten.

O, dass die Laune dich zurück mir brächte!  
Dass neue nicht die fernen Formen stören!  
Wie ward es mir Gebot für lange Nächte  
Treu, Zug um Zug dein Bildnis zu beschwören!

Umsonst. Ein steter Regen bitterer Lauge  
Benezt und bleicht, was mühevoll ich male,  
Es geht... wie war dein Haar und wie dein Auge?  
Es geht und stirbt in bebendem Finale.

Der Wert dieses Gedichts wird wohl kaum erhöht, wenn man die so erschienene Gestalt als das erträumte Lebensideal erklärt. Hier zeigt sich auch neben der hohen Schönheit des Ausdrucks eins der seltenen Beispiele, in denen George ein Erlebnis wirklich erlebt und von warmer Empfindung durchwoben gestaltet. Denn was wir in der „Fibel“ als trockene Sachlichkeit erkannten, hat sich in den Gedichten dieses Buches nun zu einer bewegteren Kunst der objektiven Schilderung entwickelt. Als Beispiel:

Die Gärten schließen.

Frühe Nacht verwirrt die ebenen Bahnen,  
Kalte Traufe trübt die Weiher,  
Glückliche Apolle und Dianen  
Hüllen sich in Nebelschleier.

Graue Blätter wirbeln nach den Gruften,  
Dahlien, Levkojen, Rosen  
in erzwungenem Orchester duften,  
Wollen Schlaf bei weichen Moosen.

Heisse Monde flohen aus der Pforte.  
Ward dein Hoffen deine Habe?  
Baust du immer noch auf ihre Worte,  
Pilger, mit der Hand am Stabe?

Auch bei diesem Gedicht wird die tiefere Bedeutung, dass die Seele aus dem Sommerpark heißer Begehrlichkeit flieht, um im Herbst ihre traumhafte Wanderschaft anzutreten, den Genuss nicht erhöhen. Man erkennt hier auch die eigentümliche Kunst Georges, Stimmung zu schaffen. Er gibt sie nicht selber, sondern mit dem reichen Ausdruck seiner Sprache versteht er uns die Umgebung nahe zu bringen und lässt diese wirken. Mit bewundernswertem Verständnis weiß er den Charakter von Landschaften, Zeiten und ihrer Kultur zu bannen. Aus diesem Grunde scheint er geeignet zum historischen Dichter. Seine Seele kleidet sich aber nicht mit gleicher Leichtigkeit in alle Gewande. Das südliche, prächtige steht ihr am besten. Denn im „Algabal“ offenbart sich alles, was er an dichterischer Kraft und schöpferischer Phantasie besitzt. Seiner ästhetischen Empfindung sind hier keine Schranken auferlegt, und die unerhörteste zauberhafte Pracht tut sich vor unseren Augen auf. „Algabal“ soll in Rom spielen; aber der Glanz, die Rosenüppigkeit, erinnern an orientalische Märchen. Äußerliche Schönheit und Geschmack liegen ihm so sehr am Herzen, dass er sie mehr als alles andre liebevoll darzustellen weiß. Bis in die kleinsten Dinge erstreckt sich das Walten des persönlichen Geschmacks. Wie Algabal in den Hof tritt, um seine Tauben zu füttern, wird er beschrieben:

Er trägt ein Kleid von blauer Sererseide  
Mit Sardern und Saphiren übersät,  
In Silberhülsen säumend aufgenäht.  
Doch an den Armen hat er kein Geschmeide.

Das letztere wird betont. Denn ich glaube nicht, dass der Vers nur des Reimes wegen dasteht. Doch diese nicht unwesentlichen Einzelheiten verschwinden vor der hohen Kunst der ganzen Gestaltung des menschlich-göttlichen Typus Algabal. Die Objektivität, die wir bald als Trockenheit, bald als wirkungsvolles Stimmungsmittel empfanden, wird hier zur Größe. Die leidenschaftslose Darstellung macht auch den schlimmsten Frevler selbstverständlich, und von aller Sünde weiß das lautere Herz nichts.

Das nächste Buch wirkt wie ein Ausruhen von herben Jugendkämpfen: Die suchende Seele flieht in ferne Zeiten und Länder. Es heißt „Die Bücher der Hirten- und Preisgedichte, der Sagen und Sänge und der hängenden Gärten.“ Als unsre drei großen Bildungswelten werden uns das klassische Altertum, das katholische Mittelalter und die Neuzeit vorgeführt. Es sind nicht vollständige Bilder jener Zeiten, sondern bloß symbolisch klingt in den Liedern wieder, was der Dichter von der Kultur jeder dieser Welten in sich aufgenommen hat. „Sie enthalten die Spiegelungen einer Seele, die vorübergehend in andere Zeiten und Örtlichkeiten geflohen ist und sich dort gewiegt hat“, sagt George in der Einleitung dazu. (...)

Damit kommen wir zu dem eigentlich lyrischen Buch Georges, dem „Jahr der Seele“. Hier sind die Gedichte nicht Verkörperungen eines Gedankens, sondern die Seele durchlebt ein wechselvolles Jahr, d.h. Herbst, Winter und Sommer; der Frühling fehlt. Dann folgt ein Zwischenspiel von „Überschriften und Widmungen“, und hierauf erfährt die Seele noch ein kurzes Jahr und dann zwei lange Herbste hintereinander. Daraus bestimmt sich schon die trauernde Grundstimmung des Ganzen; denn die Seele kleidet sich immer in das Gewand der Jahreszeiten. Der eigentliche Gegenstand ist wieder allgemeiner Art: es sind fortwährende Knüpfungen und wieder Lösungen von Freundschafts- und Liebesbünden, ein großes Verzichten. Dabei ist die ganze Behandlung so verweht und gestaltenlos, dass man das Dasein des zweiten Wesens kaum fühlt, und George sagt selbst in der Einleitung: „Selten sind so sehr wie in diesem Buch ich und du dieselbe Seele.“ Die Aufschrift der Pilgerfahrten „und ein Fremdling war ich“ könnte dieses Werk noch besser zieren. Breiter denn je klafft der Riss, auf deren anderer Seite die Natur steht wie ein fernes, fremdes Wesen, und in einer Art mystischem Vereinigungsdrange sucht sie der Dichter gewaltsam ans Herz zu reißen, indem er mit Namen nennt, die er ihr erst qualvoll abgelauscht hat. So findet Georges Sprache hier eine Schönheit und Prägnanz, die ihresgleichen sucht. Alle Kindlichkeit ist geschwunden. Die Dinge selber sind nichts, sondern stets das Symbol für etwas Höheres, Seelisches. Die bloße Darstellung der Landschaft und der Situation genügt als Stimmungsbild:

Wir schreiten auf und ab im reichen Flitter  
des Buchenganges beinah bis zum Tore

Und sehen außen in dem Feld vom Gitter  
Den Mandelbaum zum zweitenmal im Flore.

Wir suchen nach den schattenfreien Bänken,  
Dort, wo uns niemals fremde Stimmen scheuchten.  
In Träumen unsre Arme sich verschränken,  
Wir laben uns am langen milden Leuchten.

Wir fühlen dankbar, wie zu leisem Brausen  
Von Wipfeln Strahlenspuren auf uns tropfen  
Und blicken nur und horchen, wenn in Pausen  
Die reifen Früchte an den Boden klopfen.

Das Erlebnis ist immer auf solche Weise ausgedrückt. Stets gibt der Dichter zartem Ohre halbes Wort. Die Hauptsache bleibt unausgesprochen, und daher kommt die unendliche Zartheit der erzeugten Stimmung:

Reifefreuden

Ein stolzes Beben und ein reiches Schallen  
Durch später Erde schwere Fülle strich ..  
Die kurzen Worte waren kaum gefallen,  
Als tiefer Rührung Ruhe uns beschlich.

Sie sanken hin, wo sich am Fruchtgeländer  
Der Purpurschein im gelben Schmelz verlor,  
Sie stiegen auf zum Schmuck der Hügelränder,  
Wo für die dunkle Lust die Traube gor.

Ich wagte dir nicht, du nicht mir zu nahen,  
Als schräger Strahl um unsre Häupter schoss,  
Noch gar mit Rede störend zu bejahen,  
Was jetzt uns band, was jedes stumm genoss

Und was in uns bei jenes Tages Rüste  
Auf zu der veilchenfarbnen Wolke klomm:  
Was mehr als unsre Träume und Gelüste,  
An diesem Gluten-Abend zart erglomm.

Man kann kaum noch den Inhalt solcher Stimmung angeben. Es ist Stimmung an sich, reinste Seelenschwingung. Es ist natürlich, dass man von solchen Gedichten nicht viel hintereinander lesen kann. Aber dazu sind lyrische Sachen auch nicht gemacht. Stimmungen und Gefühle, selbst die schönsten, sind unserem „verstofflichten und verhirnlichten Zeitalter“ – wie George es nennt, überhaupt langweilig. Und wenn man solch subjektiven Maßstab anlegen will, macht man die ganze Ästhetik zur bloßen Sache des persönlichen Geschmacks. Aber hier liegt die Ursache tiefer. In dem ganzen Buche steigert sich die sentimentale Naturbetrachtung ins Krankhafte, und man muss schon routinierter Gefühlsmensch sein, um in dieser überfeinerten Sphäre noch etwas zu erblicken, wo der Naive leere Luft greifen würde. Als Beispiel:

Komm in den totgesagten Park und schau:  
Der Schimmer ferner lächelnder Gestade,  
Der reinen Wolken unverhofftes Blau  
Erhellte die Weiher und die bunten Pfade.

Dort nimm das tiefe Gelb, das weiche Grau  
Von Birken und von Buchs, der Wind ist lau.  
Die späten Rosen welkten noch nicht ganz;  
Erlese, küsse sie und flicht den Kranz.

Vergiss auch diese letzten A stern nicht,  
Den Purpur um die Ranken wilder Reben,  
Und auch was übrig blieb von grünem Leben  
Verwinde leicht im herb stlichen Gesicht.

Gewiss, man kann hier ein großes Erlebnis ahnen; aber wenn das durch die ganze Reihe übersentimentaler Gedichte so fortgeht, so scheint diese versteckte Art nur ein Unvermögen zu beweisen, wahre Gefühle wirklich auszudrücken. Und das ist es doch, was den Dichter vor allen andren fühlenden Menschen auszeichnet. Es klingt wie ein Sichinteressantmachenwollen, die Aufblähung eines Schmerzes, den wir trotz aller Versicherungen nicht glauben. Es beweist nichts gegen George, dass er zu Parodien reizt. Denn das Pathetische und das Lächerliche wohnen immer eng beisammen. Aber schlimm ist es, wenn man die Parodie vom Original nicht unterscheiden kann und so einem Spottgebilde die gleichen Seelenschwingungen verdankt wie der Dichtung. Als Beispiel:

Erinnerung täuscht die Schmerzen in die Wonnen,  
Wo tiefe Freuden quollen, griff sie Schmerz.  
In blauen Blüten treibt das duftge Herz  
Sich wieder in die gelben Farbensonnen.

Die Töne, die der Sommerhauch erstarrte,  
Verklungen sind sie im demantnen Grün  
Der alten Eisenbogen kalt und kühn,  
Verschweben in die ehernfeste Warte.

Wir schreiten durch das Tor zu dunklen Hainen,  
Wo grüne Tempel mild sich offenbarten,  
Wir blicken ins Gewässer unsrer Fahrten  
Dann auf das Tor und müssen beide weinen. (...)

Man gibt sich leicht einer Selbsttäuschung hin. Wenn diese Gebilde in so vollkommener Schönheit rührend vor uns stehn, Undinen gleich, können wir ihnen nicht entsagen und lieben dann doch nur, was wir erst selbst beseelen mussten. Fast scheint es, als wären alle diese Gedichte nur die Verkörperung eines Ausspruchs leidenschaftlicher Niedergeschlagenheit, der sich in einem der Fibelgedichte findet:

mein Herz,  
Das, großer Regungen bar,  
zu kleinen Lieben sich zwingt  
Und nach einer großen vergebens ringt.

Je größer George als Persönlichkeit ist, desto kleiner müsste er hier als Dichter geschätzt werden, da sich so wenig davon in seine Poesie hinübergerettet hat. Das Ganze ist eine elegische Phantasie, ohne Melodie, in lauter wenig bewegten Moll-Akkorden, die aus der Ferne herklingen. Es ist kein wirkliches Erleben darin, sondern nur Erinnerungen an Erlebnisse, die ohne Teilnahme erzählt werden. [Hier folgt eine Zusammenfassung der Erörterungen Georg Simmels über Stefan George.]

Was den Gegenstand von Georges Gedichten betrifft, muss man von den reinen Kunstwerken alle die ausschalten, die nur symbolisch zu verstehen sind. Denn nie war reines Kunstwerk, was der Künstler nicht schweigend in die unendliche Zeit werfen konnte. Und selbst da, wo jedem die

Symbolik von selber aufgeht, liegt dem Gedicht doch immer ein Gedanke zu Grunde, der auch durch sich und nicht nur durch das Kunstwerk wirkt.

Z.B.

Die Blume, die ich mir am Fenster hege,  
Verwahrt vorm Froste in der grauen Scherbe,  
Betrübt mich nur, trotz meiner guten Pflege  
Und hängt das Haupt, als ob sie langsam sterbe.

Um ihrer frühern blühenden Geschicke  
Erinnerung aus meinem Sinn zu merzen,  
Erwähl' ich scharfe Waffe, und ich knicke  
Die blasse Blume mit dem kranken Herzen.

Was soll sie nur zur Bitternis mir taugen?  
Ich wünschte, dass vom Fenster sie verschwände.  
Nun heb' ich wieder meine leeren Augen  
Und in die leere Nacht die leeren Hände.

Und fast immer sind die Gedichte, oder doch eine Reihe davon zusammengefasst, als Symbol für etwas Allgemeineres, Höheres aufzufassen. Man kann aber ihren künstlerischen, nicht gedanklichen, Wert nur beurteilen, wenn man sie unbefangen betrachtet, und dann ist nichts mehr darin, was an sich von Bedeutung wäre. Wenn man den Inhalt von seiner poetischen Form trennt, bleiben, (...) nicht einmal mehr Scherben übrig (wie sonst bei einem lyrischen Gedicht), sondern alles zerfällt in Staub. Das ist noch kein Tadel. Auch das Geringste kann poetisch verwertet werden, wenn es dabei nur nicht bloß künstlich aufgebauscht wird. [Im Folgenden zitiert Dora Busch C.F. Meyers „Der römische Brunnen“, wo „das Anschauen (...) zum Erlebnis wird und sich (...) zu einem Erlebnis gestaltet.“]

Wo aber nicht die hohe Kunst der Composition waltet, durch die ein Glied sich selbstverständlich ans andere fügt, bis das Ganze notwendig abgeschlossen ist, entsteht ein Konstatierungsgedicht, das mit Kunst überhaupt nichts mehr zu tun hat. So gibt es viele Gedichte von George, die als gemalte Bilder gut und stimmungsvoll wären, als poetische Werke aber abgerissen und unvollendet sind. Denn ein Bild wird sofort als Ganzes aufgenommen, hat keinen Anfang und kein Ende. Aber bei einem Gedichte kommt es auf Entwicklung und Schluss an, und alle Feierlichkeit und Schönheit kann nicht über eine gewisse edle Pointenlosigkeit hinweghelfen. Hierher gehören auch einzelne der oft gerühmten Hirtengedichte. Solchen stehen wieder andere gegenüber, bei denen man sich kaum irgend etwas denken kann. Es zeigt sich darin die Georgesche Undeutlichkeit, die ihm von den einen als Affektation, von den anderen als Genialität ausgelegt wird. Die erste Annahme ist nicht zutreffend; denn was uns als geziert erscheint, ist dem Dichter so vollkommen in Fleisch und Blut übergegangen, dass es in ihm schon wieder naiv ist. Die zweite Annahme ist philisterhaft, da sie die Unbegreiflichkeit des Genies in solchen Äußerlichkeiten sucht. Die Undeutlichkeit ist mehr aus einer gewissen hochmütigen Nichtachtung oder Nichtkenntnis des Verständnisses anderer zu erklären. Damit ist die Sache aber nicht besser gemacht. Nehmen wir z.B. das Gedicht:

Ob deine Augen dich trogen  
Durch fallender Äste Hauf?  
Treiben die kämpfenden Wogen  
Den Strom hinauf?

Du jagest nach, und sie steigen  
Von fremden Kräften erfasst  
Wirbelndem, rieselndem Reigen  
Folgt die begehrende Hast.

Hüte dich! Führe nicht weiter  
Das Spiel mit schwerem Kauf –  
Ziehen nicht deine Begleiter  
Schon ihren alten Lauf?

Einem so lebendigen Gedicht muss auch ein Erlebnis zu Grunde liegen, und, wie immer bei George, ist es ein allgemeines. Aber wenn es dann auch so allgemein gestaltet ist, kann es uns kaum mehr etwas sagen. Die Worte haben sich hier eine Aufgabe gestellt, die nur die Musik erfüllen kann. Ein Dichter, der bald in das Gebiet der Malerei, bald in das der Musik übergreift, ist zum mindesten der Grenzen seiner Kunst nicht sicher. Hiernach bleibt an den wenigen, die wir als reine Kunstwerke erkannt haben, nur noch die Kunst der äußeren Form übrig. [Hier zitiert Dora Busch Ludwig Klages, dem der Dichter „ein von geheimen Naturmächten auserlesenes Wesen“ ist.]

Bei George, in dessen durchgeistigtem Antlitz man wirklich eine Art Entrückung zu sehen glaubt, darf man sich an Einzelheiten nicht kehren. Es sind ihrer so viele, die sich in verschrobenern Ausdrücken aller Art zeigen, dass man darüber den Dichter vergessen würde. Aber damit braucht man noch nicht alles gläubig von ihm hinzunehmen. Denn wollten alle mit Entzücken lauschen, wenn er Zaubersprüche lallt, so würde das einer Hexen-Einmaleins-Literatur die Tore öffnen, die vielleicht nicht mehr so echt wäre.

Mit dem Tadeln und Beobachten soll der Dichter nicht herabgesetzt, sondern an die richtige Stelle gestellt werden. Er kann nur sagen „dass du schön bist, bannt mich bis zum Tod“ oder „mein Herz ist bald geborsten von der Glut, die drin gerast“, aber er kann nicht flüstern „ich liebe dich“; und weil ihm die Unmittelbarkeit des Ausdrucks fehlt, kann er niemals ein großer Lyriker sein. Aber auch das lebendige Gestalten seines Fühlens geht ihm ab. Wenn er unmutig sagt:

Einst werden sie in deinen Schluchten spüren,  
Was noch darin von deiner Stimme dröhne.  
„Ist dies der Ort von Klagen, Tränen, Schwüren!  
O kleine Tiefe“, und der eine höhne:

„Sind dies die so gelobten Hügelspitzen  
Mit ihrem Freudenblick in Fabellande?  
Sind dies die Wellen, die verderblich spritzen?  
Wir reichen mit dem Finger bis zum Sande.

Und jener wende sich von dir verdrossen:  
„Er gab uns nur zu staunen und zu scheuen.  
Wie fernab diese Menschentage sprossen!  
Wie könnten wir uns ihrer Früchte freuen.“

Und wenn er ausruft:

Ihr, meiner Zeit Genossen, kanntet schon,  
Bemaßet schon und schaltet mich – ihr fehltet.  
Ich galt euch für den salbentrunken Prinzen,  
Der sanft geschaukelt seine Takte zählte  
In schlanker Anmut und in kühler Würde,  
In blasser, erdenferner Festlichkeit.  
Von einer ganzen Jugend rauhen Werken  
Ihr rietet nichts von Qualen.  
Ihr Kundige las't kein Schauern, las't kein Lächeln,  
War't blind für was in dünnem Schleier schliefe;

so ist das nicht bloß ein Zeichen für die Verständnislosigkeit der Leser, sondern eben auch dafür, dass er sich selbst in seiner Dichtung nicht völlig entfalten konnte. Denn mit der bloßen Beteue-

zung der Schmerzen sind sie uns nicht nahe gebracht und wo man stets zwischen den Zeilen lesen muss, fehlt eben die vollkommene Form. Aber hierdurch wird Georges Bedeutung nicht herabgesetzt. Wenn er stolz sich absondert, sich gegen vieles ablehnend verhält, so ist das bei ihm nicht Eigendünkel, sondern das Gefühl seiner Würde. In zwei Werken hat er sich in die Gestalt eines Herrschers gegeben, in einem Gedichte heißt es:

Mir dämmert wie in einem Zauberbrunnen  
Die frühe Zeit, wo ich noch König war.

Er fühlt sich als Fürst in seinem Reich, und das ist die abstrakte, symbolische Lyrik. Da durchbricht er freilich die Schranken der rein poetischen Kunst. Denn das Unbewußte wird nur durch Rhythmen und Töne und die Tiefe der Gedanken nur im Bilde klar. Gedanken und Anschauungen, so wie sie sein tiefes Gemüt erlebt haben, wie sie nur aus den bitteren Qualen hervorgehen können, die ein leidenschaftliches Herz sich selbst bereitet, dargestellt zu sehen, das macht seine Dichtung wert; und nicht so sehr ihr rein künstlerischer oder gedanklicher Gehalt als die Persönlichkeit, die man allmählich darin gewahrt, machen sie rührend und bedeutend.

Das nächste Werk Georges ist wieder ein einheitliches gedankliches Gebilde, „Der Teppich des Lebens und die Lieder von Traum und Tod mit einem Vorspiel.“ Der Titel ist doppelt bezeichnend. Es ist ein Teppich, weil er bunt ist von den Typen, durch die George das Leben darstellt. Aber der Teppich ist auch etwas, worauf und nicht worin er steht. Man deutet hier vielleicht hinein; aber es geht. Diesen Teppich zu weben, kann nur einem Künstler gelingen, der seine Zeit begreift und, wie der Dichter des „Algabal“, alles Menschliche rein umfasst. Ihn wieder ganz zu entwirren ist nicht nur deshalb unmöglich, weil das Verständnis durch die äußere Form sehr erschwert ist; denn:

Die Lösung bringend, über die ihr sannet,  
Sie ist nach Willen nicht, ist nicht für jede  
Gewohne Stunde, ist kein Schatz der Gilde.  
Sie wird den vielen nie und nie durch Rede,  
Sie wird den Seltnen selten ein Gebilde.

Das Vorspiel gibt die Antwort zu all dem Fragen und Irren der früheren Jahre.

Ich forschte bleichen Eifers nach dem Horte,  
Nach Strophen, drinnen tiefe Kümmernis  
Und Dinge rollten, dumpf und ungewiss.  
Da trat ein nackter Engel durch die Pforte.

Dieser Engel ist eine Art von idealem, göttlichem Selbst des Dichters, mit dem verbündet er ein Entwirren aller Irren hofft:

Ich bin Freund und Führer dir und Ferge,  
Nicht mehr mitzustreiten ziemt dir nun,  
Auch nicht mit den Weisen. Hoch vom Berge  
Sollst du schauen, wie sie im Tale tun.

Dies bedeutet nicht mehr eine Abkehr vom Leben, sondern ein siegreich – frohes Darüberstehen, über dem Kampfe der Meinungen, über Begriffe von Gut und Böse:

Du sprichst mir nie von Sünde oder Sitte.  
„Ihr, meine Schüler, Sprossen von Geblüt,  
Erkennt und kürt das Edle unbemüht...  
Auch heimlich bin ich Richte eurer Tritte.  
So lieb ich dich: wie früher Lehren Spruch

Als Märchen ehrend du in mittäglicher  
Umgebung vor dich hinschaust, Weges – sicher  
Nicht weißt von Scham, von Reue oder Fluch.“

Diese geheimnisvoll hohe Überzeugung seines Selbst trägt er so sicher in sich, dass sie ihm auch durch die Berührung mit dem Irdischen nicht geraubt werden können:

Dich werden deine Gipfel nicht mehr schützen,  
Doch wie seither in lauterstem Gewande  
Wirst du an deines Nächsten Arm dich stützen  
Und bleibst wie vormals Gast von fernem Strande.

Die Seele ist von Friede und Sicherheit erfüllt, die das Herz in aller späteren Mühsal, so oft es noch heftig erschüttert wird, festigt.

Denn du gedeihst in Kämpfen, die dir ziemen  
Du weißt, dass stets ein linder Balsam fließt.  
Von meinem Munde auf die blutigen Striemen,  
Doch ist dir niemand, der sie dauernd schließt.

Seinen Werken hat der Dichter in dem „Siebenten Ring“ eine mächtige Krone aufgesetzt. Im Mittelpunkt des Ganzen steht ein Gedichtzyklus „Maximin“. Es sind Gedichte, die George dem Andenken eines jüngeren verstorbenen Freundes gewidmet hat. Diese Freundschaft scheint das Erlebnis zu sein, das ihm die Zunge löst, in dem Sinne, wie er zu einem Dichter sagt:

Sieh diese Knospe hier, die quellend spaltete  
Der Wechsel späten Scheins und milden Regens  
In deinem Hohlweg – ihres vollen Segens  
Erfreun sich erst vom mächtigen Strahl entfaltete.

Überall, wo in der eigenen Brust Öde sah, erblickte er bei dem andern heitre Fülle, und wenn er fremd und mühsam sich mit der Welt zu versöhnen trachtete, so war dem andern alles von Natur gegeben, und er mußte ihn grenzenlos lieben:

Dem bist du Kind, dem Freund;  
Ich seh in dir den Gott,  
Den schauernd ich erkannt,  
Dem meine Andacht gilt!

Bei diesen Worten ist es, als ob ein stets verschlossener, sinnender Freund uns plötzlich die Mitteilung seiner geheimen Empfindungen gönnte. Und dies ist wie ein Quell, der unverhofft dem düren Fels entspringt. Er lässt alles ringsumher ergrünen, ja er fließt auch rückwärts und belebt noch die fahlen Bezirke des Jahrs der Seele. So manches wird da begreiflich, wenn es uns nicht mehr ein Gebilde für sich, sondern der Ausfluss eines seltnen Herzens ist. Lob und Tadel verstummen, wir können nur mit des Dichters eigenen Worten sagen: „Schon weil du bist, sei dir in Dank genaht.“ Es lässt sich über George nicht oberflächlich streiten. Man muss ihn erlebt haben oder schweigen. Wer aber diese Lyrik vom Standpunkt des Genusses betrachtet, der wird enttäuscht sich abwenden oder höchstens an der erhabenen Form ergötzen. Diese ist freilich bei George nichts Außerliches. So wie seine ganze Dichtung vom Geiste der Schönheit und Reinheit durchdrungen ist, wird auch die Form davon erfüllt:

Du fühltest Scheu wie vor dem Ungestümen  
Des wimmelnden und kämpfenden Getreibes,

Wie vor dem falschen Maß unedlen Leibes  
Und Übergliedern an den Ungetümen.

Die frühe Liebe blieb zum Licht, zu holden  
Geländen, sanftem Berg und schlanker Pinie,  
Zur reinen Farbe und zur klaren Linie  
Und zum Geflüster aus den Gartendolden.  
(...)

George hat viel aus dem alten Schatz der Sprache schöpfend sie neu bereichert. (Es muss jedes philologische Gemüt Wollust empfinden, wenn sich einmal die Wege „zwieseln“ oder wenn einer „jug“ statt jagte etc.). Dann aber hat er viele dichterische Ausdrücke frei geschaffen.

Und wenn auch nicht jeder gleich bereit ist, „blaue Stunden“ zu erleben, über „wehe Wiesen“ zu wandeln und mit „Grameshänden“ Blumen zu pflücken, so wird doch, wenn überhaupt, seine literarische Bedeutung auf diesem Gebiete liegen.

Was George sonst noch besitzt: historisches Gefühl, Verständnis für fremde Kultur, lebhaftes poetisches Empfinden und dabei eine glänzende Beherrschung nicht nur der deutschen, sondern auch fremder Sprachen (er hat sogar schon französisch gedichtet) machen ihn nicht unwürdig, mit „Shakespeares Geist zu ringen und mit Dante“ und uns ausländische Literatur zu eigen zu machen. Er übersetzt nicht bloß, sondern dichtet nach, nicht nur sinn-, sondern auch stilgemäß.

(...)

Es bleibt der Wissenschaft vorbehalten, nachzuweisen, aus welchen geistigen Einflüssen George zu erklären ist; ob er eine neue Romantik, oder einen Nachklang der alten oder auch nur eine Einzelercheinung bedeutet. Das ist die andere Seite des Gegenstandes. Hier konnte nur gegeben werden, was intuitiv erkannt wurde.

Der mehr denn Fürst sich sondernd, herrischen Blickes traf  
Die Brüder und ihr Werk verwies zum Kot –  
Wer bist du, Fremder? „Ich bin nur demütiger Sklav  
Des, der da kommen wird im Morgenrot“.

Ich glaube, wir werden uns später eher unserer vorsichtigen Anerkennung als unserer Anerkennung Georges selber schämen. Ob aber eine große literarische Wirkung von ihm ausgehen wird und er wirklich einem größeren Dichter die Wege geebnet hat, und wohin diese dann führen, muss die Zeit lehren.

## Max Weber

### An Dora Jellinek

Heidelberg, 9. Juni 1910

Sehr geehrtes Fräulein Jellinek!

Ich danke auf das Verbindlichste nochmals für die Überlassung Ihres Vortrags.

Ich habe mich außerordentlich an der reifen Ruhe, mit der Sie den Gegenstand auf Sich haben wirken lassen, und die sich mit einer ungewöhnlichen Fähigkeit, knapp und klar ihn zu erfassen und von den verschiedensten Seiten Licht auf ihn fallen zu lassen, erfreut. Eine ungemein große Zahl Ihrer Bemerkungen scheint mir höchst treffend, namentlich die Grenzen der George'schen Kunst richtig erkannt, ohne daß je das Streben, ihm auf seine eigene Art, gerecht zu werden, fehlte oder versagte. Ich kann mich nicht erinnern, in einer doch immerhin nur als Seminar-Vortrag gedachten Darlegung so viel Anregung zu erneuter eigener Beschäftigung mit einer immerhin nicht alltäglichen Erscheinung, wie der dieses Dichters, gefunden zu haben.

Bei einer Erscheinung, die, wie Stefan George, Züge wirklicher Größe mit anderen, die fast das Gebiet des Grotesken streifen, verbindet, wird man nicht leicht des Diskutierens ein Ende finden. So würde ich z.B. das „Jahr der Seele“ teils wesentlich höher werthen (relativ, meine ich, im Verhältnis zu seinen andren Leistungen), teils auch anders, weit weniger „fahl“, empfinden, als Sie es zu thun geneigt scheinen. Ich möchte in vielen Gedichten dieses Zyklus doch ganze Provinzen seelischer

Empfindungs-Möglichkeiten einen – gewiss oft in gesuchter Knappheit und Sublimierung sich auflösenden – Ausdruck, aber doch eben überhaupt einen Ausdruck erobert finden. Man muß doch immerhin wohl bis auf Hölderlin zurückgehen, um diese Gewalt des künstlerischen „Ich lasse dich nicht...“ wiederzufinden, wie sie sich hier und gelegentlich auch sonst, manifestiert. Daß George bei diesen Schöpfungen von einer Empfindung, nie Gesagtes zu sagen, in ähnlicher Art wie Dante in seiner Vita Nuova es gethan, erfaßt wurde und nun im Stil überhaupt in die Ebene dantesken Pathos glitt, darf man, auch wenn man die Prätension, als übertrieben, bestimmt ablehnt, immerhin verstehen: ein kleiner Funke jenes gewaltigen Feuers lebt auch in ihm, das scheint mir kein Zweifel, – die ungeheure, keuchende Arbeit der Zusammenpressung auf den kürzesten, oft unverständlich gedrängten Ausdruck gehört auch dahin, – und einige Grundbedenken gegen seine Kunst, so wie sich jetzt entwickelt, scheinen mir mehr aus dem Sinn, den er seiner „Mission“ beilegt, zu folgen, als aus eigentlich künstlerischem Unvermögen, – so unbedingt ich Ihnen zugebe, daß an den Punkten, wo Sie ein solches konstatiert haben, in der That der Ausdruck vielfach hinter dem Gewollten zurückgeblieben ist.

Aber das eigentlich Bedenkliche scheint mir doch in Folgendem zu liegen: je länger je mehr „wollen“ diese Gedichte etwas. Wenn der Stefan George'sche Kreis ohnedies alle Merkmale der Sekten-Bildung an sich trug – damit übrigens auch das spezifische Charisma einer solchen –, so ist die Art und Weise des Maximin-Cultus schlechthin absurd, weil sich von dieser Erlöser-Inkarnation mit aller Gewalt nichts aussagen läßt, was seine Göttlichkeit für Andre, als diejenigen, die ihn persönlich kannten, irgendwie glaubhaft machen könnte. George's, Wolfskehls, Gundolf's Maximin-Gedichte sind der klarste Beweis dafür, ich brauche das kaum zu begründen. Nun aber schließt sich daran sofort die Thatsache, daß alle neueren Leistungen George's und seines Kreises „Erlösung“ fordern, verkünden, versprechen, predigen, propagieren, – daß im „siebenten



Abb. 12: Max Weber um 1918 (Verlag Mohr-Siebeck)

Ring“ George selbst aus dem ästhetischen Kloster heraustritt, um, ein Asket (mit ästhetischem statt mit ethischem) Vorzeichen, nach dem Vorbild so mancher andren Asketen die „Welt“, die er zuerst geflohen, zu regenerieren und zu beherrschen. Damit giebt er uns die Legitimation zu fragen: „Erlösung“ – wovon? – angesichts der Thatsache, daß jenes asketische Leben in der reinen Welt der ästhetischen Werthe alle Leidenschaft – Sie haben das ja sehr richtig bemerkt – so sehr zerfasert, zerstückelt, aufgelöst hat, daß man erstaunt fragt: woher denn da noch ein „Erlösungs“-Bedürfnis sein Lebensrecht nehmen könne? Diese Leute sind, scheint es, bereits nur allzu „erlöst“ – und daher bleibt als einziges noch mögliches Ziel: das Streben nach Selbstvergottung, nach dem unmittelbaren „Genuß“ des Göttlichen in der eignen Seele. Dazu führt der Weg entweder durch die ekstatische „Entrückung“ oder aber durch kontemplative Mystik. Den ersteren hat die George-Schule und George selbst gewählt, weil nur er die Anwendung der ihm eignen dantesken Ausdrucksmittel gestattet. Aber dieser Weg führt nun, das ist sein Verhängnis, nie zu einem mystischen Erlebnis (derartiges kennt Rainer Maria Rilke, mag man sonst über ihn urteilen wie immer, ganz zweifellos in voller Reinheit), sondern stets nur zum orgiastischen „Dröhnen“ einer „Stimme“, die dann als „ewige Stimme“ erscheint, nie m.a.W. zu Inhalten, sondern nur zu einem wilden Harfengetön. Ein Versprechen eines ungeheuren, Erlösung garantierenden Erlebnisses wird durch ein andres, noch größeres übertrumpft, immer werden neue Wechsel auf das was kommen soll gezogen, obwohl die Uneinlöslichkeit offen zu Tage liegt, und da es über dies rein formale Prophetentum hinaus schließlich keine Steigerung mehr giebt, ist der Dichter der reinen Form auf der beständigen Suche nach dem postulierten Inhalt seiner Prophezeiung begriffen, ohne dies Gespenst seiner erhitzten Nerven jemals erhaschen zu können. George ist m. E. mit seinem neusten Zyklus durchaus auf einen toten Strang gerathen, seine Jünger ebenfalls, soweit sie nicht gewohnte Pfade der Kritik am Rationalismus, Capitalismus u.s.w. wandeln, ohne Positives bieten zu können. Daß diese Wendung ein Fremdkörper in Stefan George's genuinem Wesen ist, hat mir Frau Simmel, die ihm eher noch näher steht, als ihr Mann – der übrigens seine von Ihnen zitierte Interpretation längst widerrufen hat, zugegeben.

Wie stark diese inhaltliche Entgleisung auf die künstlerische Form zurückwirkt, empfindet man am Deutlichsten, wenn man die Gedichte dieser Gattung (schon die Einleitung zum „Teppich“) „kunstgerecht“, d.h. liturgisch, monoton, akustisch erschütternd, von einem Anhänger der Schule vorgelesen erhält: eine gewaltige, ganz unkünstlerische, Strapaze. Es dringt hier der jenseits des Kunstwerkes liegende Zweck bis in dessen letzte Poren ein – eine starke Ironie auf die ursprüngliche strenge Ausschaltung aller nicht artistischen Zwecke.

Genug davon – ich komme zu weit ins Räsonnieren. – Ich bin jedoch der Meinung, daß die Anhänger George's Recht haben, wenn sie betonen, daß für ihn stets allerdings nicht ein „Erlebnis“, aber eine „Nötigung“ vorlag – keine „Willkür“, auch keine Produktion aus verblaßten „Erinnerungen“. Aber das deckt eben die künstlerische Sinnlosigkeit vieler seine neusten Leistungen nicht zu, und grade derer, die ihm am meisten am Herzen liegen. Die früheren sind mir lieber. Ich hoffe sehr, daß Sie uns recht oft persönlich besuchen werden und danke nochmals für Ihr Vertrauen.

Mit besten Grüßen, auch an Ihre Eltern

Ihr

Max Weber